

Christoph
Klein

Über die Lage und Zukunft der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien¹

I.

1. „Der Blick in die Zukunft“ ist eine bleibende Sehnsucht der Menschheit. Seit jeher haben Menschen nach der Zukunft ihres Lebens und der Welt neugierig Ausschau gehalten. Kennen wir nicht alle diesen Wunsch, uns vorzustellen, was auf uns, auf andere oder die Welt überhaupt zukommt? Schon von dem Kind an der Brust der Mutter möchten wir vor unserem geistigen Auge manchmal sehen, wie es wohl in zehn, zwanzig oder mehr Jahren aussieht, was es dann tun, was ihm widerfahren wird? Und könnten wir ein wenig in die Zukunft blicken – so meinen wir –, würden wir manche Fehler vermeiden, die wir später bedauern, würden wir in bestimmten Dingen anders urteilen, uns anders verhalten, andere Entscheidungen treffen.

Einer unserer – inzwischen heimgegangenen – Professoren, Ludwig Binder, hat vor bald einem halben Jahrhundert gelegentlich eines Gemeinschaftsabends des Theologischen Instituts – zur Erheiterung der Anwesenden – ein Bild von der Zukunft der damaligen Studenten dichterisch darzustellen versucht: Der eine Student erschien als wirtschaftlicher und emsiger Pfarrer, ein anderer als Dechant, ein dritter als Theologe, ein vierter als großer Prediger in der Stadt. Es waren Bilder, die sich an möglichen, durch das Elternhaus vorgezeichneten Entwicklungen, bisherigen Erfahrungen mit den heranwachsenden Theologiestudenten oder anderen ersten Anzeichen ihres Weges orientierten. Und doch ist alles ganz anders gekommen. Damals, in den fünfziger Jahren, hat wohl niemand an Auswanderung gedacht

1 Vortrag bei der Landeskirchenversammlung in Hermannstadt am 4. Juli 1998.

und das erahnt, was bereits in den siebziger Jahren in unserer Gemeinschaft begann und besonders nach 1989 zu einer ganz unerwarteten Entwicklung in unserer Kirche führte.

Auch in der Bibel treffen wir Situationen an, in denen nach Zukunft gefragt und Zukunft vorausgesagt wird, besonders in der Heils- bzw. Unheilsprophetie des Alten Testaments. Doch wissen wir, daß die Propheten nicht Leute waren, die das Kommende einfach „voraussagen“ wollten, sondern die Entwicklungen analysiert und gedeutet haben und sich dann von Gott berufen wußten, vor Wegen, die zum Verhängnis führen würden, zu warnen. Aber das verstanden sie immer als Weisung Gottes, die man hören und befolgen sollte, gerade weil Geschichte und menschliche Existenz nicht nach einem vorgegebenen Schicksal ablaufen, sondern die Zukunft aus Gottes Hand kommt und darum immer offen ist. Zukunftsschau im Sinne von „Wahrsagerei“ ist folglich in der Bibel verboten, wohl aus diesem Wissen heraus, daß dahinter eine Vorstellung von der Zukunft steht, die als unabänderliches Fatum gerade der Führung Gottes und seinem unerforschlichen Weg keinen Spielraum läßt. Sich auf eine bestimmte Zukunft festlegen zu wollen, indem man Zukunft „voraussagt“ oder sich voraussagen läßt, ist darum Unglaube im Sinne jener Haltung, in der man Gott eine Wendung, einen ganz anderen Weg gar nicht mehr zumutet. Denn der Gläubige weiß umgekehrt, daß Glaube – wie Gerhard Ebeling gesagt hat – „Zukunft schafft“. Unser Spekulieren als „Gespräch über die Zukunft“ wird im Glauben zum „Gespräch mit der Zukunft“, unser Wunsch, Zukunft zu kennen, wird zur Bitte, Gott möge unsere Zukunft gestalten. Zukunft ist für den christlichen Glauben nicht lediglich das „Fortdauern der Zeit über die Gegenwart hinaus, nicht ein leerer Raum, der sich vor uns erstreckt und in den vorzudringen sich gewissermaßen von selbst erledigt, so wie ein Stein vom Heute in das Morgen kommt, ohne daß damit etwas an ihm und mit ihm geschieht“. Das Wesen der Zukunft liegt vielmehr darin, daß der Mensch „sich angegangen weiß von der Zukunft und daß er selbst hoffend, sorgend oder wie auch immer sich zur Zukunft verhält und sie angeht.“ Erwartung von Zukunft bedeutet für den Christen, daß man sich mit der Zukunft „einläßt“, und wenn man sie aus Gottes Hand annimmt, mit ihm darüber sprechen kann, so wie das im Gebet geschieht. Das ist damit gemeint, daß – wenn wir Gott als einen Gott der Zukunft bekennen – unser Glaube Zukunft schafft, wenn es Gott gefällt: eine neue, gute, unerwartete Zukunft voller Überraschungen. Und das geschieht gerade im Aushalten unserer menschlichen – allzu menschlichen – Zukunft, indem Gott als die eigentliche Zukunft angenommen und gepriesen wird. Der Glaube macht es, daß Zukunft nicht zum Fluch sondern zum Segen, nicht zum Verderben sondern zum Leben, nicht zum Ende

sondern zum Neubeginn führt.² Das Wort „Zukunft“ erhält eine neue Bedeutung. Es ist das, was – von Gott – auf uns zukommt, nicht eine Traumwirklichkeit oder Märchenwelt. Von ihr gilt im Sinne des Bonhoeffer-Wortes: „Gott erfüllt zwar nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen.“

2. Solches Wissen vom Umgang des Glaubens mit der Zukunft hat die Christen jedoch nicht daran gehindert, nach Zukunft zu fragen, um zu planen, um die Gegenwart zu gestalten und das Leben im Einzelnen von der Zukunft her zu verstehen. In diesem Sinn ist auch christliche Eschatologie nicht bloß Lehre „von den letzten Dingen“ der Dogmatik, sondern sie hat es mit den „ersten Dingen“ des Glaubens zu tun. Das „Letzte“ hängt eng mit dem „Vorletzten“ zusammen und das „Vorletzte“ versteht sich erst vom „Letzten“ her, um diese von Bonhoeffer geprägten Begriffe heranzuziehen.

Die „Futurologie“, die schon in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts aufgekommen ist, wurde darum sehr bald auch von der Kirche beachtet. Wir übergehen hier die ersten Ansätze der Zukunftsforschung und Zukunftsdeutung, die im 16. Jahrhundert ihren Anfang nahmen (Thomas Morus, „Utopia“, 1516; Francis Bacon, „Nova Atlantis“, 1628; Thomas Campanella, „Civitas Solis“, 1643). Damals waren es Entwürfe einer besseren, heilen Welt. Im 20. Jahrhundert wurde daraus „Zwang und Verführung der Zukunft“: Das Geheimnisvolle der Zukunft verlor den Schleier des Unbekannten und wurde zum Gegenstand rationaler Erkenntnisse und Forschungen. Mehr noch: Es blieb nicht bei Erkenntnisdrang und Forschung, es kam gleichzeitig zu „futurologischen Initiativen“ wie Kongressen oder militärischen und industriellen Forschungsunternehmen, die eine neue Kooperation von Wissenschaft und Wirtschaft bedeuteten. Die Intensivierung der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation, die Beschleunigung der wirtschaftlichen und technologischen Entwicklung ließ nun geradezu die Zukunft als ein Gespenst unvermuteter neuer Gefahren erscheinen: die Verdoppelung der Erdbevölkerung im Zeitraum einer Generation, die Grenzen des Wachstums, Hunger und Naturkatastrophen, Mangel an Wasser und anderen Energien, Eingriff in die biologische Substanz der Menschenart, die Entwicklung des Kommunikationswesens. Die technischen, ökonomischen, politischen Elemente einer planbar gewordenen Zukunft wurden immer unübersichtlicher. Es entstanden wissenschaftliche Arbeiten über die Zukunft der Menschheit und der Welt, das „Technical Forecasting in Perspective“, wie der Titel einer der ersten großen Voraussagen der Zukunft aus 1967, zusam-

2 G. Ebeling, Das Wesen des christlichen Glaubens, München/Hamburg 1964, S. 175ff.

mengestellt aus Voten von 280 Kontaktstellen (Institutionen, Industrieunternehmen, öffentlichen Instituten und privaten Vereinigungen) lautet.³ Ähnlich sensationell war ein Bericht über die Chancen unserer Welt bis zum Jahr 2000, ein „Rahmenwerk für Spekulationen über die nächsten 33 Jahre“⁴. Ein weiteres Buch enthält hundert Äußerungen prominenter Fachleute aus den verschiedenen Verwaltungs- und Wissenschaftsbereichen über ihre Zukunftserwartungen bis zum Jahr 1985.⁵ Zur Veranschaulichung dessen, was vor 35 Jahren über die Zukunft gesagt wurde, hören wir Zitate aus der Prognose von Olaf Helmer und Theodore J. Gordon, die 1963/64 im Auftrag der RAND-Corporation etwa hundertfünfzig Fachleute in sechs Expertengruppen nach der sogenannten „Delphi-Methode“ (!) befragt hatten:

„Die Welt von 1984: Die Erdbevölkerung hat um circa 40 Prozent zugenommen und beträgt 4,3 Milliarden, vorausgesetzt, daß vorher kein dritter Weltkrieg stattfindet. Wenn die gegenwärtigen Trends weitergehen, wird dies mit 80–85 Prozent Wahrscheinlichkeit nicht der Fall sein; diese Wahrscheinlichkeit könnte durch geeignete politische Maßnahmen noch auf 95 Prozent erhöht werden. Um den angewachsenen Bedarf an Nahrungsmitteln zu stillen, wird die Landwirtschaft durch Automation und die Verfügung über entsalztes Meerwasser intensiviert worden sein. Die Geburtenkontrolle wird praktiziert – mit dem Ergebnis, daß die Geburtenziffer weiter abfällt. In der Medizin sind Transplantationen von natürlichen und die Einpflanzung von künstlichen (plastischen und elektronischen) Organen allgemein üblich. Der Gebrauch von Medikamenten, die die Persönlichkeit beeinflussen (Personality Control Drugs) ist weit verbreitet und wird weitgehend akzeptiert. Allgemein benutzt man hochentwickelte Lernmaschinen. Automatisierte Bibliotheken unterstützen die Forschung, weil sie das erforderliche Studienmaterial selbständig herausuchen und aufbereiten. Eine weltweite Kommunikation wird vervollkommenet durch ein System von Funk-Satelliten und durch Übersetzungsmaschinen. Automation herrscht auf allen Gebieten – angefangen von vielen Dienstleistungen bis hin zu Entscheidungsmaschinen im Management. Auf dem Mond ist eine ständige Forschungsstation errichtet. Bemannte Satelliten zum Mars und zur Venus sind Wirklichkeit geworden. Weltraum-Laboratorien funktionieren. Maschinen können durch Fest-Kern-Atomreaktoren und Ionenmotoren angetrieben werden. Auf militärischem Gebiet ist die Kriegsführung zu Lande äußerst beweglich geworden, taktische Möglichkeiten werden automatisch ausgenutzt; sie werden unterstützt durch eine große Auswahl von Waffen: von nicht-tödlichen biologischen Kampfmitteln und Leichtgewicht-Raketen für den einzelnen Soldaten bis hin zu kleinen taktischen Atombomben und verschiedenen

3 Technological Forecasting in Perspective, Paris 1967.

4 H. Kahn/A. Wiener, Ihr werdet es erleben. Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahr 2000, Wien/München/Zürich 1968.

5 R. Jungk/H. J. Mundt (Hg.): Unsere Welt 1985. Entwürfe von 100 Wissenschaftlern aus fünf Kontinenten, München/Wien/Basel 1968.

Energiestrahlen-Waffen. Auf dem Lande stationierte Anti-Interkontinentalraketen sind höchst wirksam geworden. Die U-Boot-Abwehr hat große Fortschritte gemacht, aber verbesserte, tieftauchende und schwer zu entdeckende U-Boote stellen vor neue Probleme.

Die Welt des Jahres 2000 ... Zusätzlich tauchen vor allem folgende – dann typische – Perspektiven auf: die Bevölkerung ist auf 5,1 Milliarden (65 Prozent mehr als 1963) angestiegen. Durch großräumige Nutzbarmachung des Meeres (Ocean-Farming) und die Herstellung synthetischer Proteine sind neue Nahrungsquellen erschlossen worden. Die kontrollierte Atomkraft dient als neue Energiequelle. Neue Mineralrohstoffe werden aus den Meeren gefördert. Die regionale Wetterkontrolle ist aus dem Versuchsstadium heraus. Eine allgemeine Immunisierung gegen Bakterien- und Virenkrankheiten ist erreicht. Primitive Formen künstlichen Lebens werden in Laboratorien hergestellt. Erbkrankheiten können durch Gensteuerung (Molecular Engineering) korrigiert werden. Die Automation ist noch weiter fortgeschritten – von vielen untergeordneten Roboter-Tätigkeiten bis hin zu hochentwickelten Intelligenzmaschinen (High-IQ-Machines). Infolge der automatisierten Kommunikation hat sich eine Universalsprache entwickelt. Auf dem Mond machen Bergbau und Treibstoffgewinnung Fortschritte. Auf dem Mars sind Menschen gelandet und haben dort permanente unbemannte Forschungsstationen errichtet, während auf der Erde für den Fracht- und Personenverkehr Transportraketen benutzt werden. Wettersteuerung zu militärischen Zwecken ist möglich. Eine wirksame Anti-Interkontinental-Verteidigung durch aus der Luft startende Raketen und Energiestrahlen-Waffen ist entwickelt worden.

Denkbare Umriss der Welt im Jahre 2100 ... Die Erdbevölkerung könnte die Zahl von 8 Milliarden erreicht haben. Die chemische Kontrolle des Alterns kann bewirkt haben, daß sich die Lebenserwartung des Menschen auf über 100 Jahre erhöht. Durch biochemische Anreize könnten dem Menschen neue Glieder und Organe wachsen. Die Symbiose von Mensch und Maschine, die den Einzelnen befähigt, seine Intelligenz zu erhöhen, indem er sein Gehirn elektromechanisch an einen Computer anschließt, zeichnet sich als deutliche Möglichkeit ab. Die Automation ist natürlich mit Riesenschritten weitergegangen – das beweisen solche Dinge wie Haushaltsroboter, Faksimile-Übertragungen von Zeitungen und Zeitschriften und ein vollautomatisierter Transport auf den Straßen. Das Problem, alle Menschen angemessen mit allem Lebensnotwendigen zu versorgen, ist voraussichtlich durch internationale Abkommen gelöst; diese sind infolge des Überflusses von neuen Energiequellen und Rohstoffen im 21. Jahrhundert möglich geworden. Es könnte sogar sein, daß Rohstoffe nicht mehr durch differenzierte Abbaufverfahren gewonnen werden, sondern, ökonomisch ergiebiger, durch Umwandlung von Elementen. Möglicherweise sind revolutionäre Entwicklungen durch eine Kontrolle der Schwerkraft, deren Gravitationsfeld veränderbar ist, zu erwarten. Auf dem Mond mag eine dauernde Siedlung etabliert sein, eine reguläre und kommerziell genutzte Verkehrsverbindung besteht zwischen ihm und der Erde. Eine ständige Forschungsstation auf dem Mars, Landungen auf den Jupitermonden und bemannte Raumschiffe, die über den Pluto hinausfliegen, sind wahrscheinlich ebenfalls verwirklicht. Möglicherweise befindet sich sogar eine aus mehreren Generationen bestehende Gruppe auf dem Weg zu anderen Sonnen-

systemen; das ist denkbar, wenn die Teilnehmer teilweise künstlich in langfristigen Tiefschlaf gehalten werden. Wechselseitige Kommunikation mit außerirdischen intelligenten Lebewesen ist sicher möglich“⁶.

Die erwähnte Publikation „Unsere Welt 1985“ war der Anlaß für die damals Aufsehen erregende, für manche schockierende Veröffentlichung des damaligen Generalsuperintendenten Günter Jacob (Cottbus) mit dem Titel „Die Zukunft der Kirche in der Welt des Jahres 1985“. Damit übernimmt die Kirche die „Futurologie“ auch für ihren Bereich (der Begriff wurde 1943 geprägt und von Carl Friedrich Weizsäcker kritisiert, der ihn lieber durch „Mellontik“ ersetzen wollte; Erich Hertzsch hatte „Prognostik“ vorgeschlagen). Günter Jacob versteht diese neue Wissenschaft als „Planungspragmatismus“, durch den problematischen Entwicklungstendenzen begegnet werden soll, die fachwissenschaftlich voraussehbar sind. Sie muß von utopisch inspirierter Totalplanung unterschieden werden und ist nicht „Verwirklichung höchster Güter, sondern Vermeidung höchster Übel“, nicht „enthusiastischer Griff nach der Zukunft“, sondern „Praxis prospektiver Selbsterhaltung“ und „langfristig kalkulierende Sicherung von Lebensbedingungen“⁷. Viel beachtet wurde damals auch das Buch des Holländers J. C. Hoekendijk „Die Zukunft der Kirche und die Kirche der Zukunft“⁸. In diese Richtung weist auch das Hauptthema der Teilsynode der EKD vom Oktober 1968, das lautet: „Die Zukunft der Kirche und die Zukunft der Welt.“ – Wenn man heute diese Publikationen liest, stellt man fest, daß davon 1985 manches eingetroffen war, vieles aber anders gekommen ist, einiges ganz anders, besonders durch die Ereignisse nach 1989, mit denen niemand gerechnet hat.

3. Wir können und wollen auf diese Fragen, so sehr sie interessant sind, hier nicht weiter eingehen. Es sollte lediglich darauf hingewiesen werden, daß auch in der Kirche – und ebenso in der Theologie – die Frage nach der Zukunft, gerade angesichts ihrer Bedrohung, schon längst gestellt wurde und daß uns unser Zeitalter gelehrt hat, wie sehr – jedenfalls auf diesem Gebiet – die Entwicklung in ganz anderer Richtung verlaufen kann als vorher „prognostiziert“. Hierher gehören auch die Voraussagen Bonhoefer-

6 Wolf-Dieter Marsch, *Zukunft*, Stuttgart/Berlin 1969, S. 22–25. Anmerkung: Die Erdbevölkerung ist heute auf fast 6 Milliarden gestiegen (genau: 5 900 121 580).

7 G. Jacob, *Die Zukunft der Kirche in der Welt des Jahres 1985*, *ZdZ* 1967/2, S. 421.

8 J. C. Hoekendijk, *Die Zukunft der Kirche und die Kirche der Zukunft*, deutsch erschienen 1964.

fers vom Ende des „religiösen Zeitalters“ und dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Säkularisation in Welt und Kirche.

Trotzdem wird man nicht darauf verzichten können, sich mit der Kirche auf ihrem Weg in die Zukunft zu beschäftigen. Das geschieht heute in einer Fülle von Publikationen auf allen Ebenen in Kirche und Theologie. Die Ausgabe des „Jahrbuch Mission“ 1997 zum Beispiel führt den Titel „Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft“ und spricht von der „Allgegenwärtigkeit der Zukunftsfrage“: „Die Frage nach der Zukunft der Kirche ist allerdings alles andere als sensationell. Sie entsteht aus dem allgemeinen Kontext unserer Zeit, indem sich die Zukunftsfrage an allen Ecken und Enden stellt. Offenbar ist nichts mehr, wie es war, und kann deshalb in seiner alten Gestalt auch nicht fortgeschrieben werden. Das jedenfalls scheint das derzeitige Lebensgefühl zu sein. Es datiert etwa zurück auf die Zeit der Zusammenbrüche im ehemaligen Ostblock ... Ein Jahrhundert, das so optimistisch, so fortschrittsgläubig, so voller Verheißungen begonnen hatte, dann aber auch durch alle seine Greuel nicht zur Selbstbesinnung kam, scheint in allgemeiner Verstörtheit zu Ende zu gehen“⁹.

Allerdings spricht man heute lieber von Trends. Stephan Holthaus – Dekan der Freien Akademie in Gießen – läßt eben ein Buch mit dem Titel „Trends 2000“ erscheinen.¹⁰ Angesichts der „modernen Heils- und Unheilspredigten“ oder der Prognosen der Soziologen (wie Ulrich Beck, Peter L. Berger oder Peter Groß) beschreibt er die „Seelenlage der Nation“ mit Hilfe der „Trendanalysen“ unter folgenden fünf Gesichtspunkten: Pluralismus, Individualismus, Materialismus, Erlebnissucht und moderne Religiosität. Er folgert daraus: „Christen können nur dann in eine Auseinandersetzung mit den geistigen Grundlagen der säkularen Kultur treten, wenn sie selbst ein Fundament haben, das sich nicht nach dem Wind der Mode Meinungen und Trends dreht. Nur so können Christen im dritten Jahrtausend eine wichtige Rolle für die westliche Gesellschaft spielen“¹¹. Erinnert werden darf auch an die EKD-Studien, die sich mit den Trends in der Kirche befassen, besonders die Untersuchungen über die Mitgliederstruktur, in denen folgenden Fragen nachgegangen wird: Wer gehört zur Kirche? Was wird von der Kirche erwartet? Was ist den Menschen wichtig? So erschien 1972 die Studie „Wie stabil ist die Kirche?“, 1982 „Was wird aus der Kirche?“ und 1992 die Studie mit dem programmatischen Titel „Fremde Heimat Kirche“. Die Ergebnisse dieser Studien liegen erst jetzt vollständig vor.

9 K. Wilms, in: Jahrbuch Mission 1997, Hamburg 1997, S. XIV f.

10 St. Holthaus, Trends 2000, Basel 1998.

11 Aus: „Idea-Spektrum“ Nr. 50/10. Dezember 1997, S. 20–22.

Höchst aufschlußreich dabei ist die Studie über die Frage „Was die Menschen wirklich glauben“, erschienen als Buch unter dem Titel „Die neuen Gesichter Gottes“¹². Die Tatsache, daß es in Deutschland ein Drittel Konfessionslose gibt (ein Drittel ist evangelisch, ein Drittel katholisch), in den neuen Bundesländern nur 20 % zur Kirche gehören, während es in den alten Bundesländern 80 % sind, muß unter neuen Gesichtspunkten gesehen werden, die diese Studie mitberücksichtigt, indem sie auch Kirchenferne oder aus der Kirche Ausgetretene befragt hat. – In Anlehnung an den erwähnten Buchtitel würde ich für uns lieber von den „neuen Gesichtern der Kirche“ sprechen. Damit ist schon angedeutet, daß unsere Zukunftsprobleme auf einer ganz anderen Ebene liegen. Welche Trends auf dem Wege unserer Kirche in das Jahr 2000 und danach können wir beschreiben? Wie wird das „neue Gesicht unserer Kirche“ aussehen? (1.); Welche Aufgaben erwarten uns in dieser gewandelten Kirche? (2.); Wird es in dieser Kirche noch Platz geben für solche, die ein Theologiestudium zum Dienst in dieser Kirche absolvieren? (3.) – Diesen Fragen wollen wir uns nun zuwenden.

II.

1. Die dramatische Entwicklung in unserer Gemeinschaft als Deutsche in Rumänien durch den Massenexodus nach 1989, die zum Zusammenbruch der volkskirchlichen Strukturen unserer Gemeinden geführt hat, war für uns eine in unserer gesamten Geschichte nie dagewesene Herausforderung. Angesichts dieser Lage wurde ich bereits nach meiner Wahl und Einführung in das Bischofsamt 1990 sowie bei unzähligen Gelegenheiten in den darauffolgenden Jahren immer wieder von in- und ausländischen Journalisten, Freunden und Beobachtern unserer Kirche sowie von besorgten Gemeindegliedern gefragt: „Wie sehen Sie die Zukunft Ihrer Kirche?“ Diese skeptische oder – nicht selten – erwartungsvolle Frage, die ich mir auch selbst stellen mußte, hat mich veranlaßt, in meiner gesamten Tätigkeit diesem Problem theologisch und geistlich nachzugehen und „Ausschau nach Zukunft“ zu halten. Dieses Wort Ausschau stelle ich daher zunächst dem Reden von der „Vision“ gegenüber. Denn damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß es sich in diesen Bemühungen um die Beschreibung des zukünftigen „Gesichts der Kirche“ nicht um ein vorgegebenes Konzept,

12 K. P. Jörns, *Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben*, München 1997.

eine eigene Schau – am wenigsten eine „Vorschau“ – handelt. Gemeint ist vielmehr ein Suchen nach Signalen, ein sich Um-Blicken in der neuen Situation und vor allem das „Auf-Sehen“ auf Jesus Christus „im Horizont des Glaubens“, also in dem Glauben, daß unsere Kirche trotz dieser äußeren bedrohlichen Lage Zukunft hat, wenn wir uns auf Gottes Wegen führen lassen und gehorsam auf seinen Willen und Plan achten.

Das ist freilich etwas anderes als „Futurologie“, „Mellontik“ oder „Prognostik“. Doch können wir von dieser wissenschaftlichen Behandlung des Zukunftsproblems so viel lernen, daß es auch bei der „Ausschau nach Zukunft“ der Kirche „im Horizont des Glaubens“ heilsam, ja notwendig ist, konkrete Fakten, Entwicklungen, Trends, Tendenzen aufmerksam und nüchtern zur Kenntnis zu nehmen – und das nicht, um Unkenrufe über das „Finis Saxoniae“ laut werden zu lassen oder das „Ende“ anzusagen, sondern – im Gegenteil – sich auf neue Weisen der Hoffnung, den eigentlichen Grund unseres Glaubenshorizontes, das Wesen christlicher Hoffnungsinhalte zurückzubedenken. Konkret gesagt: Es ist die Besinnung darauf, über das Thema „Zukunft der Kirche“ nicht rein „innergeschichtlich“ zu sprechen, wie das im Lauf unserer Geschichte vor allem geschah, also so wie man über die „Zukunft des Jahres 2000“ in der Wissenschaft, in der Politik, in der Wirtschaft des heutigen Europas spricht oder über ein philosophisches, ethisches oder sonstiges Problem (z. B. „die Zukunft der Ehe als Institution“). Bei dieser „innergeschichtlichen“ Betrachtung weist die Fragerichtung immer auf das verräterische „Noch“ hin. Noch gibt es dies, noch gibt es das: unsere heutigen Strukturen, das gegenwärtige Europa, die traditionelle Ehe. Doch damit ist gleichzeitig gesagt, daß dieses alles irgendwann einmal nicht mehr existieren wird und vielleicht in nächster Zukunft zu Ende geht. So gesehen, also rein „innergeschichtlich“ betrachtet, haben diejenigen recht, die eine Zukunft unserer evangelischen Kirche in Rumänien bezweifeln.

Die Frage ist, ob dieses „geschichtliche“ Ende einer zusammenbrechenden Institution wirklich das Ende schlechthin bedeutet. Der „harten Wirklichkeit“, wie sie die Statistik ausweist, der gemäß es immer mehr „zu Ende geht“, steht eine „gegläubte Wahrheit“ gegenüber. Oder schlicht gesagt: Der Geschichte steht der Glaube gegenüber. Aber es gibt ebenso eine „Geschichtswirksamkeit des Evangeliums“, wie Bischof Friedrich Müller II., beides zusammensehend, formulierte.¹³ Der Glaube oder die „gegläubte Wahrheit“ ist also auch eine Wirklichkeit, die „geschichtswirksam“ wird, aber eine

13 Fr. Müller, Geschichtswirksamkeit des Evangeliums in seinem lutherischen Verständnis, Stuttgart 1956.

„größere Wirklichkeit“.¹⁴ In diesem Sinne wollen wir uns zunächst der „harten Wirklichkeit“ zuwenden, mit der wir uns im Jahre 2000 und danach zu konfrontieren haben.

Die Seelenzahl der Gesamtkirche wird auf rund 15 000 sinken, das ist die Gemeindegliederzahl von Hermannstadt in den siebziger Jahren, also noch vor einem Vierteljahrhundert. Es ist ein Zehntel der Mitglieder, die unsere Kirche vor zwanzig Jahren zählte, ein Zwanzigstel der Größenordnung der Siebenbürger Sachsen vor dem Zweiten Weltkrieg (in Großrumänien betrug die Seelenzahl unserer Kirche fast 400 000). Von den etwa 250 Gemeinden werden 200 unter 50 Seelen zählen, davon wenigstens 125 – also die Hälfte aller Gemeinden – unter 20 Seelen. Über 1 000 Seelen werden nur drei Städte haben (Hermannstadt, Kronstadt, Bukarest), über 500 Seelen nur eine weitere Stadt (Mediasch). Alle übrigen Städte und Dörfer werden unter 500 Seelen sein (darunter Schäßburg, Zeiden, Heltau). Damit wird sich das gewandelte Gesicht unserer Kirche noch weiter verändern. Anstelle der einstigen sächsischen Landgemeinden, die in eine uralte traditionelle Ordnung eingebunden waren und eigenständig, durch kirchenordnungsgemäße Vertreter bis in die Kirchenleitung präsent waren, treten immer mehr Kleinst- und Restgemeinden, denen die Möglichkeit weitgehend abgeht, für ihre geistlichen und weltlichen Belange selbstverantwortlich zu sorgen, wie das einst der Fall war („Self-Government“ nannte das Charles Boner im 19. Jahrhundert). An die Stelle der einst nicht weniger selbstbewußten Stadtgemeinden sind auf etwa ein Zehntel ihres einstigen Bestandes geschrumpfte Gemeinden getreten, die sich aus den Resten der alten sächsisch geprägten Gemeindeglieder und neu hinzugekommenen zusammensetzen, die rumänisch sprechen oder deutsch gerade verstehen, einem anderen Kulturbereich angehören und sich nur mit bestimmten Aspekten des Gemeindelebens identifizieren können, andere ablehnen oder auf deren Änderung drängen (z. B. das Sprachproblem im Gottesdienst). Das stellt die Kirche vor völlig neue Aufgaben und Herausforderungen, zumal Siebenbürgen nicht mehr das Übergewicht behalten haben wird, das es einst hatte, und neue Aufmerksamkeit den vielen Städten außerhalb Siebenbürgens geschenkt werden muß. Diese fanden bis dahin – als evangelische Diasporagemeinden, die sich immer schon in einem andersartigen nationalen und konfessionellen Umfeld befanden – geringe Beachtung, weisen jetzt aber mitunter mehr Seelen auf als rund 100 ehemalige starke siebenbürgische Dörfer, die inzwischen zu Restgemeinden geworden sind (Städte wie Reschitza, Lugosch im Banat; Ploieşti, Craiova, Râmnic im Altreich; Jassy in der Moldau, aber auch Städte,

14 D. von Oppen, *Der sachliche Mensch*, Stuttgart 1968, S. 112ff.

wo wir keine eigenen Gemeinden haben, sondern es nur von der ungarischen Evangelischen Synodal-Presbyterialen Kirche betreute deutsche evangelische Gläubige gibt, wie in Klausenburg, Arad, Temeswar, Großwardein, Satu Mare, verdienen und erfahren daher zunehmende Aufmerksamkeit). Die bisherige Erfahrung hat gezeigt – und diese Tendenz wird zunehmen –, daß in den Städten, auch in ihrer neuen Größenordnung und veränderten Gestalt, sich ein lebendiges kirchliches Leben erhält, daß der Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch verhältnismäßig gut bis sehr gut ist, daß die geistlichen Dienste der Kirche gerne angenommen werden und dementsprechend die Angebote wachsen (Bibelstunden, ökumenische Veranstaltungen, Helferkreise, Gemeindeabende, spezielle diakonische Tätigkeiten, kirchenmusikalische Arbeit, Rüstzeiten für Pfarrer und ehrenamtliche Mitarbeiter u. a.). Damit aber kommen wir zu der zweiten Frage nach den zukünftigen Aufgaben unserer Kirche.

2. Neben der Veränderung des „Gesichts unserer Kirche“ im Blick auf die Größe und ihre neue Gestalt müssen wir die Verschiebung in ihrem Aufgabenbereich beachten. *Die neuen Aufgaben* in unserer Kirche fordern zunehmend unsere Kräfte. Neben den klassischen Tätigkeitsbereichen – wie Predigt, Kasualien, Seelsorge und Katechese – kommen verstärkt andere Herausforderungen auf uns zu. Hierher gehört zunächst der Religionsunterricht in den Schulen. Im Jahre 1997/98 gibt es in 45 Gemeinden religionspädagogische Arbeit und 61 Religionslehrer, von denen 21 Pfarrer und elf Theologiestudenten sind. Wie sehr der Religionsunterricht gefragt ist, zeigen die Beispiele in den Städten: in Hermannstadt z. B. werden rund 1600 Schulkinder unterrichtet, eine Zahl, die fast der Seelenzahl der Gemeinde gleichkommt, weil die meisten Kinder rumänisch-orthodoxer Herkunft sind. Ob diese Situation gleichbleiben wird, ist fraglich; doch wird in den kommenden Jahren damit zu rechnen sein, daß diese Aufgabe in gleichem Maße unsere Kräfte fordert und noch stärker von ausgebildeten Theologen wahrgenommen werden wird. Unbestritten und in zunehmendem Maße wird uns weiterhin die Diakonie fordern. Vielfältige Aufgaben in diakonischen Einrichtungen, Sozialstationen, Altenheimen, diakonischen Diensten wie Essen auf Rädern, Medikamentenfürsorge, ambulante und stationäre Krankenpflege, Unterstützung von Armen, Vereinsamten, Alleingeblienen werden das Gesicht unserer Kirche weiterhin prägen. Ferner wird eine gleichbleibende, immer dringlicher werdende besondere und schwere Aufgabe zur Sicherung oder Rettung des Kunst- und Kulturgutes in den aufgelösten oder in Auflösung begriffenen Gemeinden zu bewältigen sein, für die auch Theologen mit zusätzlicher Ausbildung in Anspruch genommen werden

könnten (Sicherung von Archiven, Orgeln, Vasa sacra, Kirchen und Pfarrhäusern, orientalischen Teppichen und dergleichen).

Über die traditionelle klassische Arbeit hinaus wird in unserer Kirche neben der Vertiefung von Tätigkeiten wie Kirchenmusik, Jugendarbeit und Verwaltung noch eine Reihe anderer Dienste erhöhte Aufmerksamkeit finden. Dazu gehören: Frauenarbeit, Gefängnisseelsorge, Kirchentags- und Pfarrertagarbeit, Publizistik (Gemeindebriefe, „Kirchliche Blätter“, „Landeskirchliche Informationen“) und vor allem die neuen und neuartigen Elemente der Verwaltungsaufgaben durch die zukünftige Rechtslage, die Rück-erwerb von Besitz möglich machen wird, welche viel Kraft und Einsatz erfordert, andererseits aber auch neue Möglichkeiten zur Erschließung eigener finanzieller Mittel eröffnen kann.

Es ist darum wichtig, die Zukunft der Kirche von ihren Aufgaben her zu sehen. Hat die Kirche in den nächsten Jahren und auch über das Jahr 2000 hinaus Aufgaben, für die der Dienst von Theologen gebraucht wird oder nicht? Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Zukunft einer Kirche ab: Braucht man ihren Dienst oder wird er entbehrlich? Man kann viele „Mitglieder“ in einer Kirche haben, die den Dienst der Kirche gar nicht in Anspruch nehmen. Und man kann wenig Kirchenangehörige haben, die aber viel kirchlichen Dienst, Fürsorge und Aufmerksamkeit brauchen und von ihrer Kirche auch in Anspruch nehmen. Früher haben z. B. die evangelischen Menschen aus Hermannstadt, die zehnmal mehr an der Zahl waren, die Kirche für die „okkasionellen“ Gelegenheiten (so die Bezeichnung im Englischen für die „Kasualien“) zwar weitaus mehr in Anspruch genommen; es waren Taufen, Trauungen, Beerdigungen. Aber Gottesdienstbesucher gab es nur wenig mehr, und bestimmte, heute notwendige Angebote waren entweder nicht gefragt – vielleicht weil nicht nötig – oder nicht erlaubt (Religionsunterricht in der Schule, diakonische Tätigkeiten, Angebote, wie sie die Evangelische Akademie macht). In der Frage der „Berufung“ – ob es eine „innere“ oder eine „äußere“ Berufung gibt, die einen Menschen zu diesem Dienst führt – wird in der Theologie noch ein weiteres Kriterium geltend gemacht. Der Ruf zu einem Dienst entsteht durch das Wissen um das „Gebrauchtwerden“ in dem betreffenden Beruf. Abgesehen von der Größe der Kirche oder ihrer geringen Seelenzahl, kann man darum sagen: In unserer Kirche werden auch in den nächsten Jahren Diener und Dienerinnen des geistlichen Amtes gebraucht.

3. Die entscheidende Frage, „Wird es in der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien des Jahres 2000 und in den Jahren danach Stellen für Theologen geben?“, findet von hier aus ihre Antwort. – Kein Wunder, daß man dies-

bezüglich von Sorge umgetrieben ist, wenn man daran denkt, daß in den großen evangelischen deutschen Kirchen viele Kandidaten der Theologie jahrelang auf eine Anstellung warten und manche wegen der Strenge, mit der die Vergabe von Pfarrstellen gehandhabt wird, sogar ganz vom geistlichen Dienst ausgeschlossen bleiben. Wieviel eher könnte das in unserer Kirche der Fall sein, um so mehr als das Landeskonsistorium die „Liberalisierung“ der Aufnahme von Studenten in das Theologische Institut sozusagen fast freigegeben, aber damit im Zusammenhang erklärt hat, daß es den künftigen Absolventen keine Anstellungsmöglichkeit in Rumänien oder im Ausland garantieren kann,¹⁵ wie das beim Staat, im Unterschied zu der Zeit vor 1989, schon längst der Fall ist (das alte System sah vor, daß man im Falle, daß eine Institution einen Absolventen einer von ihr eingerichteten Hochschule nicht anstellen kann, diesem einen finanziellen Ersatz zu leisten habe).

Gegenwärtig beschäftigt unsere Kirche 47 Pfarrer, fünf Diakone und Gemeindepädagogen, vier Vikare und drei freiwillige Helfer im geistlichen Dienst, d. h. insgesamt 59 Personen, die diesen Dienst ausrichten. Das ist für eine Kirche mit gegenwärtig 17 200 Seelen sehr hoch. Es bedeutet bei 55 aktiven im geistlichen Dienst beschäftigten Mitarbeitern durchschnittlich einen Geistlichen für 300 Seelen, wobei man allerdings beachten muß, daß auch fast alle nebenamtlichen Dienste (Gefängnisseelsorge, Publizistik, Diakonie, Verwaltung, theologische Ausbildung, Religionsunterricht) von diesen geleistet werden. Von unseren rund 60 Mitarbeitern im geistlichen Dienst (die Vikare eingeschlossen) werden mit dem Jahr 2000 17 in pensionsberechtigtem Alter – d. h. über 60 – sein und neun deutsche Staatsbürger in ihre Heimat zurückkehren können. Es ist demnach damit zu rechnen, daß innerhalb der nächsten Jahre bis zur Jahrtausendwende und ein bis zwei Jahre danach zwölf Stellen sicher frei werden – wenn wir hoffen dürfen, daß von den 17 dann über sechzig Jahre alten nur etwa drei endgültig in Pension gehen, d. h. ganz aus dem kirchlichen Dienst ausscheiden. Möglicherweise ist die Zahl höher. Dazu werden unbedingt mehr Religionslehrer bzw. Katecheten nötig sein als bisher. Weiterhin könnten dann Stellen in der Diakonie zur Besetzung kommen, die jetzt von weniger Qualifizierten ausgeübt werden, bzw. Lücken, die in Altenheimen, diakonischen Einrich-

15 Der Wortlaut des Beschlusses des Landeskonsistoriums vom 17./18. Oktober 1997 lautet: „Der erfolgreiche Abschluß der Ausbildung an der Hermannstädter Fakultät des Protestantisch-Theologischen Instituts mit Universitätsgrad verbürgt weder eine zukünftige Anstellung in Rumänien noch eine künftige Anstellung im Ausland“ (LKI Nr. 23/15. Dezember 1997, S. 8).

tungen und unseren kirchlichen Heimen (Michelsberg und Wolkendorf) entstehen, wettgemacht werden können. Auch in der kirchlichen Publizistik, in der Verwaltung auf landeskirchlicher und Bezirksebene und auf weiteren Gebieten kann Bedarf nach Mitarbeitern bestehen, so daß dafür ebenfalls Theologen und Theologinnen als Manager, Referenten oder Sekretäre möglicherweise in Frage kommen. Nicht zu vergessen, daß es auch ein „Vorrücken“ in dem Dienst an der Theologischen Fakultät, eventuell auch des evangelischen Schülerheims geben wird. Ich rechne damit, daß in den kommenden fünf Jahren – also in der Zeit, wenn die Studenten, die jetzt an unserem Institut lernen, ihr Studium abschließen – 15–20 Stellen zu besetzen sein werden, das heißt, daß – nach menschlichem Ermessen – alle jetzt Studierenden der evangelischen theologischen Fakultät einen Dienst in unserer Kirche finden können. – Das alles, natürlich, vorausgesetzt, daß uns die Mittel zur Finanzierung dieser Stellen zur Verfügung stehen werden. Doch auch diesbezüglich ist für die Jahre bis 2000 mit weiterer ausländischer, vor allem deutscher Hilfe zu rechnen und im übrigen zu hoffen, daß sich uns nach dem Jahr 2000 zunehmend mehr eigene Finanzierungsquellen erschließen.

Wenn wir eingangs sagten, daß der Glaube „Zukunft schafft“, so heißt das, daß wir uns bei der Beurteilung der Zukunft nicht einfach auf die uns gegebenen „objektiven Tatsachen“, die „harte Wirklichkeit“ beziehen dürfen, sondern uns auch als „Gemeinde unterwegs“ verstehen müssen. Das bedeutet, daß Gemeinde neben der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sich mit der nötigen Flexibilität und dem erforderlichen Takt den Anforderungen der Gegenwart im Blick auf die Zukunft neu öffnen muß. Diese „Öffnung nach außen“ bedeutet theologisch, daß unsere Kirche auch ihre „Zeugnis-Aufgabe“ – neben der „Dienst-Aufgabe“, von der hier vornehmlich die Rede war – wahrnehmen muß. Das Zeugnis muß als Verkündigung für andere, Außenstehende, Kirchenfremde und Anderskonfessionelle grundsätzlich möglich sein. Allerdings müssen wir uns angesichts der vielen anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften in Rumänien, die diese Aufgabe ebenfalls wahrnehmen, sowie angesichts der Tatsache, daß sich unsere Kirche dem Proselytismus verschließt, fragen, welches dabei unsere spezifische Aufgabe sein könnte. Über die orthodoxen Kinder, die uns im evangelischen Religionsunterricht anvertraut sind, könnte unser Beitrag in der Vermittlung eines intellektuell-theologisch fundierten Christuszeugnisses bestehen. Auch gegenüber den rumänisch-orthodoxen Intellektuellen, die von dieser Seite unserer Kirche angezogen werden, hat unsere Kirche eine besondere Aufgabe durch die Öffnung zur Zweisprachigkeit, die mit viel seelsorgerlichem Einfühlungsvermögen und gebotener Vorsicht

gewagt werden darf. Das soll allerdings nur dort geschehen, wo es nicht auf Kosten derer geht, die in der Kirche – im Gottesdienst durch die deutsche Sprache und die vertraute Umgangsweise – Heimat haben, die sie ansonsten verlieren würden. Die Lösung mag in den größeren Städten darin liegen, daß man Sonderveranstaltungen in rumänischer Sprache anbietet, wie es bei den Kirchentagen bereits versucht wurde, also getrennte Angebote von deutschsprachigen und rumänischsprachigen Gottesdiensten macht, wie das zum Beispiel im Elsaß der Fall ist. Freilich, wo der ökumenische Dialog gewünscht wird, bedarf es allerdings auch der Zweisprachigkeit, um ins Gespräch und in einen geistlichen Austausch überhaupt kommen zu können.

Zum Schluß sei daran erinnert: Öffnung „*nach außen*“ wird dort möglich, wo Verbindung „*nach oben*“ und Festigkeit „*nach innen*“ vorhanden ist. Damit ist gesagt, daß Kirche nur dann missionarische Kraft und ökumenische Offenheit hat, wenn sie in sich gefestigt ist, ihre Identität bewahrt und tatsächlich aus jener Verbindung zu Gott lebt, der die Quelle ihrer Kraft und jenes neuen Lebens sein will, das Zukunft möglich macht. Die Kirche der Zukunft wird darum „*Communio*“ sein müssen, „*hörende, gedenkende, dankende Gemeinde der gerechtfertigten Sünder ...* Ihre grundlegende Lebens- und Darstellungsform werden auch in Zukunft ihre gottesdienstlichen Versammlungen sein, deren sachgerechte Gestaltung nach wie vor zu ihren vordringlichsten Aufgaben gehört.“ So allein wird sie auch eine „*in der Liebe verpflichtete Gemeinde*“ sein, in der Barmherzigkeit und Versöhnung ihren Ort haben und in der eine „*glaubwürdige Lebensweise*“ ihren Alltag bestimmt.¹⁶ Für unsere Kirche gilt besonders, daß sie nur in ökumenischer Gemeinschaft ihren Weg in die Zukunft finden wird. Denn es wird von ihr nicht nur Öffnung *nach außen* erwartet, sie wird auch auf Zuwendung *von außen* angewiesen sein und nur bestehen können, wenn daraus Zugang wird, wie immer man diesen verstehen und handhaben mag. Und über all dem wird es nötig sein, daß die Kirche in der Christusnachfolge lebt, in der es sich auch mit der Kirche so verhält wie mit unserem eigenen Leben überhaupt: Wer sie – die Kirche – (nur selbst!) erhalten will, der wird sie verlieren. Wer sie aber verliert – d. h. etwas davon weitergibt – um Jesu willen, der wird sie finden (in Abwandlung des Wortes Jesu aus Matthäus 16,25). Der Herr der Kirche wird ihr selbst Zukunft schenken, wenn nur wir ihm auf seinem Weg, den er uns führt, nachfolgen.

16 U. Kühn, Der Weg der Kirche. Theologische Überlegungen, in: Glaube und Lernen, Zeitschrift für theologische Urteilsbildung Heft 2/1995, Thema: Kirche – wohin? Göttingen 1995, S. 124f.